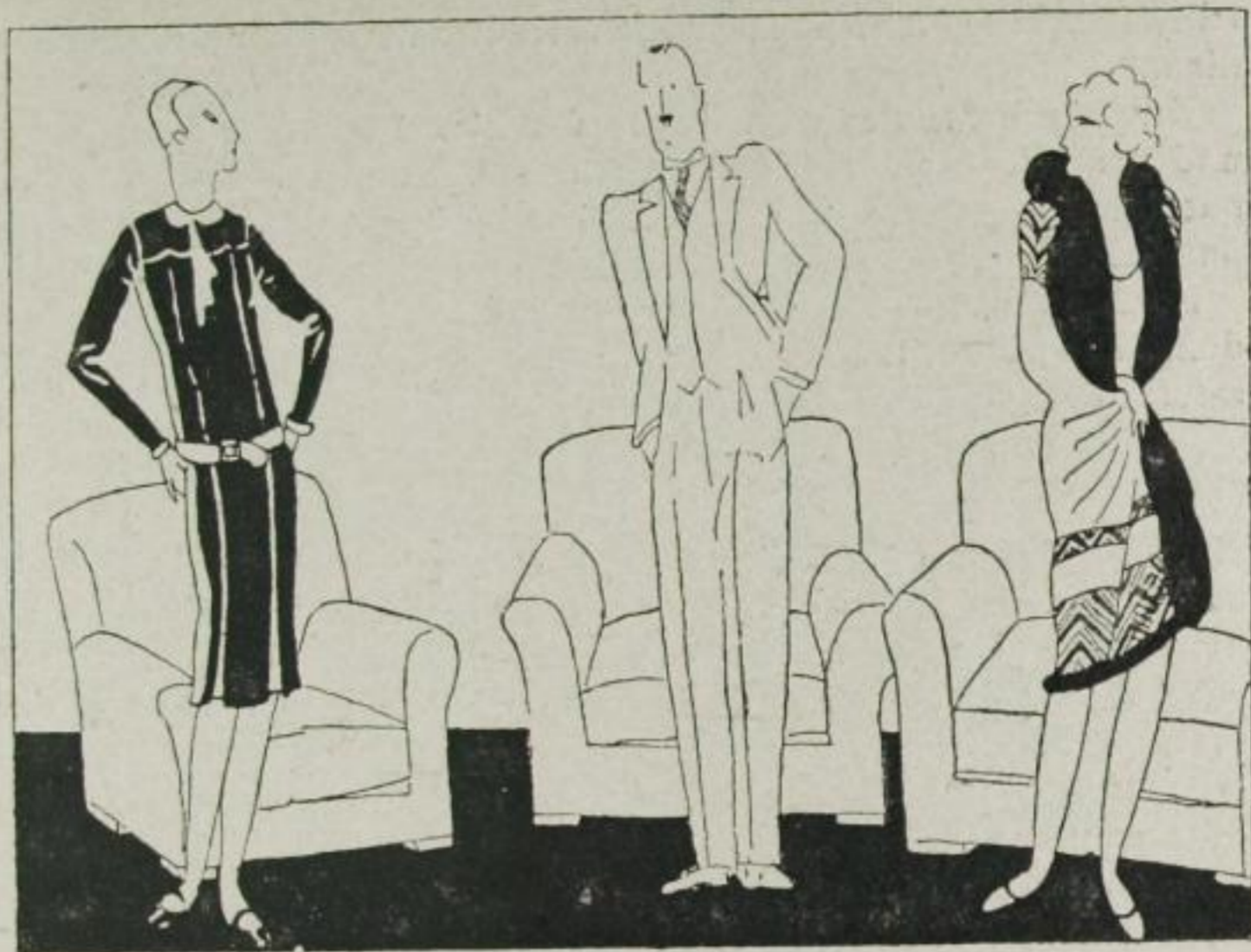


„Liebe Martha,“ begann der Professor, „du weißt, ich bin ein Knecht der Wahrheit, und habe mein Leben lang Unaufrichtigkeit wie die Pest gehaßt. Ich bin ein Fanatiker der Offenheit und werde auch jetzt offen sprechen. Ich wähle Baby, weil sie mich mehr braucht. Sie ist allein, sie ist schwach und schutzlos, ihr tut eine liebende, starke Hand not, die sie auf den richtigen Pfad führt. Ich — ohne unbescheiden zu sein, darf ich es füglich behaupten — habe aus dir im Laufe der Jahre einen Menschen gebildet, der auf eigenen Füßen stehen kann. Du bist stark genug und soweit ledig aller falschen Sentimentalität, um zu begreifen, daß die Mentalität des Mannes von jener der Frau verschieden ist. Auf einen Mann sind nicht dieselben Regeln anzuwenden, wie auf eine Frau und es gibt im Menschenleben Augenblicke ...“

„Danke“, sagte Martha. „Sehr schön, aber das übrige interessiert mich nicht.“

Innerhalb einer Stunde hatte sie mit ihrem Töchterchen das Haus verlassen und war zu Lili ins Hotel gezogen. In derselben Nacht vergiftete sie sich mit Veronal, aber es gelang ihr nicht zu sterben. Lili war gegen Mitternacht auf Fußspitzen in ihr Zimmer geschlichen, um nachzusehen, ob sie schlief. Im Hotel wurde ein Arzt geweckt und Martha kehrte nach einigen unbehaglichen Tagen in das Leben zurück, das ihr fortan so wenig mehr bedeutete. Uebrigens erfuhr außer uns niemals jemand von diesem Selbstmordversuch.

Der Familienrat versammelte sich und beschloß, daß Martha mit Lili nach England gehen sollte, bis die Scheidung ausgesprochen wäre. Die Frau Tante war vollkommen aus dem Häuschen. „So ein Halunke,“ wütete sie, „hat das Leben der armen Frau zugrunde gerichtet, und schickt ihr da noch gestern irgendein Schriftstück her, sie sollte unterschreiben, daß sie in die Scheidung willigt. Ich habe ihr umsonst gepredigt, sie dürfte ihm das Vergnügen nicht so leicht machen, sie sagt, sie will dem Glück ihres Fritz nicht im Wege stehen. Sie ist eine Heilige — eine wahrhaftige Märtyrerin! Und sich so zugrunde richten zu lassen! Mein einziger Trost ist, daß ich es immer gesagt habe!“ — So die Tante.



„Und jetzt, bitte, wähle zwischen uns zweien ...“

Martha aber klagte nicht. Still und schweigsam saß sie in ihrem großen Lehnstuhl — sie fühlte sich damals noch sehr angegriffen — und nur manchmal rollten ihr die großen, runden Tränen über die Wangen. Die trocknete sie dann ab und schwieg weiter.

Als ich zu ihr ging, um ihr Lebewohl zu sagen, versuchte ich sie auf eine sehr ungeschickte Art zu trösten. Ich sagte, was man bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt:

„Er war ein Lump, ein unmöglicher Egoist, er hat dich unterdrückt, mißbraucht, gequält ...“

„Ich habe ihn geliebt“, sagte Martha.

„Du bist jung und schön, hast noch das ganze Leben vor dir. Du wirst sicherlich noch einen Menschen treffen, der dich liebt und zu schätzen weiß ...“

„Nie!“ sagte Martha. „Möglich, daß eine Zeit kommt, da ich Fritz nicht mehr lieben werde, aber einen anderen ... niemals ...“

Ich fühlte, daß sie die Wahrheit sprach.

„Aber dein Kind ...“

„Ja, das Kind bleibt mir — und die Rache.“

Die Rache! Wie merkwürdig klang dies Wort aus dem Munde der sanften, leidenden Martha!

„Wenn du dich aber rächen willst,“ meinte ich, „warum gibst du ihm die Scheidung? Ich dachte, du hättest ihm verziehen, da du ihm die Sache so erleichtert hast.“

„Daß ich ihm die Scheidung gebe, das gehört eben mit zu meiner Rache. Verzeihen werde ich ihm aber niemals. Solange ich